

„VON EWIGKEIT ZU EWIGKEIT ...?“

Diese im „liturgischen Deutsch“ so vertraute Wendung müßte endlich kritisch bedacht und durch eine bessere ersetzt werden. Eine Änderung wäre hier gerade deshalb zeitfällig, weil wir nicht selbst Waffen verderben dürfen, die wir in der Auseinandersetzung mit dem Materialismus dringend brauchen. Wer wirklich meint, Gott lebe „von einer Ewigkeit zur nächsten“, der macht eine Irrlehre zum Glaubensinhalt. Er meint ja, auch Gott habe — wie wir — ein Erlebnis *nach* dem anderen, mag es sich auch bei ihm um sehr weit gespannte Erlebnisinhalte handeln.

„Deus per omnia saecula saeculorum“: Diese Formel kann doch nur bedeuten, daß *der ewige Gott über alle Zeitalter der Welt herrscht*. „Leben“ und „herrschen“ ließe sich theologisch einwandfrei und sprachlich gut wohl mit dem Schluß verbinden: „... *als ewiger Gott aller Welt und Zeit! Amen!*“

Die Unwandelbarkeit des allein ewigen Gottes gemäß der Theologie kann angesichts verbindlicher Glaubensentscheidungen keinem Zweifel unterliegen. Liturgisch ist allerdings die Lehre vom „deus incommutabilis“ in Frage gestellt, wenn *in Gott* „eine Ewigkeit der anderen folgen“ soll. Vielleicht meint man, sich aus der Affäre ziehen zu können: Die „Ewigkeiten“ *im Deutschen* seien ja die lateinischen „saecula“, also sehr große Zeiträume. Ob aber die Mehrzahl der Christen deutscher Zunge das so verstanden hat und versteht? Ein falscher Begriff von der *Gott allein zustehenden Ewigkeit* ist jedenfalls sehr verbreitet und wird auch durch die Liturgie gefördert. Wie die Materialisten der Materie eine falsche, weil unmögliche „Ewigkeit“ zuschreiben, genau so denken sich die Christen die Ewigkeit Gottes: Die „Ewigkeit“ sei eine Entwicklung, die aus dem Unendlichen kommt und ins Unendliche geht, *eine nach beiden Seiten — Vergangenheit und Gegenwart — ins Unendliche verlängerte Zeit!*

Lassen wir die philosophische Tradition in einem ganz knappen Auszug zu Wort kommen:

Plato „Timaios“: „Wir sagen von ihm (dem Zeugenden Vater) Es war und Es ist und Es wird sein, während ihm gemäß dem wahren Denken nur das Es ist zukommt“ (Reclam-Übers. S. 48).

Augustinus „Bekenntnisse“ (11. Buch): „... ihre unsteten Gedanken können sich nicht frei machen von dem Gehen und Kommen der Dinge . . . Auch gehst Du nicht in der Zeit der Zeit voraus . . . Du gehst von der hohen Warte Deiner allzeit gegenwärtigen Ewigkeit allen vergangenen Zeiten voraus und überragst alle zukünftigen . . . Dein Heute ist die Ewigkeit . . . Niemals hat es eine Zeit gegeben, wo Du nicht schon etwas geschaffen hattest, weil Du ja *die Zeit selbst geschaffen*.“

Thomas von Aquin: „Solus Deus vere et proprie immutabilis cum sit, aeternus est (S. Theol. 1, qu. X, art. II et III).

Zum letzten Zitat ist zu sagen, daß Thomas *als Theologe* nicht nur von der Ewigkeit Gottes überzeugt war, sondern auch von einem zeitlichen Weltanfang. Als *Philosoph* war er mit Aristoteles, aber gegen Augustinus der Meinung, dieser lasse sich nicht beweisen; jedoch müsse auch eine Welt, die „schon immer“ bestand, Gott als ihren eigentlichen Urheber und Gründer haben. Es läßt sich beweisen, daß Thomas hier geirrt hat und der Weltanfang dennoch

eine philosophisch klar erkennbare Tatsache ist. Gegenüber dem Materialismus ist Thomas' Ansicht sogar entschieden als eine Schwäche zu bezeichnen!

Zur Sache können hier nur ein paar grundlegende Hinweise gegeben werden. Wer in Schritten vorwärtsgeht, muß mit einem *ersten* Schritt begonnen haben. Eine nicht zu bestreitende Erfahrung zeigt, daß die Welt in Zuständen besteht, die aufeinander folgen; sie macht große und kleine „Entwicklungsschritte“, schreitet also immer vorwärts. Nie bestand sie ohne solche. Sollte sie aber einmal in „starrer Ruhe“ gewesen sein, so wäre auch das ein Zustand vor dem kommenden Wandel gewesen, dem sie näher und näher gekommen wäre. Aus allem folgt notwendig: Die Welt hat einen Anfang. Der Wandel ist das untrügliche Zeichen, daß etwas nicht „von sich“ besteht, sondern einen Anfang hatte und „von einem anderen“ ins Dasein gesetzt wurde. Die Welt in ihrem ersten Anfang kann also nur von dem begründet sein, der selbst als der Unwandelbare keinen Anfang kennt. Gerade weil er die Fülle des Seins und aller Vollkommenheit in sich faßt, liegt die Möglichkeit des Wandels wie die des Anfangs — natürlich auch eines Endes — unendlich unter ihm.

Ein dreifacher Vergleich könnte die Verhältnisse von „Zeit, Überzeit und Ewigkeit“ — recht unvollkommen — veranschaulichen: Ein Bach oder Strom, der zu mir her und dann sogleich dahinfließt, ist Gleichnis der Zeit. Ein See, in den viele Zuflüsse neues Wasser tragen, so daß er davon unablässig mehr angefüllt wird, wäre etwa ein Gleichnis jener „Überzeit“, die der unvergänglichen Menschenseele eigen sein muß. Gottes Ewigkeit aber müssen wir in dem unirdischen Gleichnis eines unendlichen Ozeans, der nicht durch Abfluß verlieren, aber auch von keinem Zufluß bereichert werden kann, darstellen.

Unendlichkeit im strengen Sinne kann nur als ein einziges „Zugleich“ bestehen, weil aufeinander folgende Schritte der Unendlichkeit zwar *endlos* nachlaufen, es aber nie erreichen können. Diese „nachlaufende Unendlichkeit“ war es gerade, die Thomas in seinen Überlegungen zum Weltanfang nicht klar sah, so daß er zu seiner philosophischen Meinung kam. Ein solches endloses Vorangehen kann ja nur nach der Zukunft hin gelten, wo die Entwicklung offen ist und noch weitere Zustände möglich sind. In der Vergangenheit war alles schon *Wirklichkeit*, und im Unendlichen kann hier nichts liegen, sonst könnten wir das Heute nicht erreicht haben! Es bleibt also dabei: Die Welt hat angefangen und zugleich mit ihr die Zeit. Man vergleiche etwa auch, was ein moderner Physiker vom Range eines P. Jordan heute zum Problem sagt.

Unversehens sind wir wieder bei der Theologie und sogar bei der Liturgie angelangt. Der Mensch, in dessen Seele seine ganze Vergangenheit „heranwächst“, ist unvergänglich; *er bleibt immer*.*) Das könnte man mit aller Vorsicht seine „geschöpfliche Ewigkeit“ nennen. Diese ist aber mit Gottes „*All-Jetzt*“, mit seiner nur ihm eigenen unwandelbaren Ewigkeit nicht zu vergleichen. Gewiß, der Mensch wird einmal gnadenhaften Anteil an Gottes Ewigkeit im Wege der „Gottesfüllung“ erlangen. Doch kann das sicher keine restlose „Verewigung“ des geistigen Geschöpfes, kein „Aufsaugen“, kein „Auslöschen“ seiner *Eigenständigkeit unter Gott* bedeuten. — Liturgisch bliebe noch zu sagen: Die Formel „*Sicut erat in principio et nunc et semper et in saecula*

*) Vgl. zum Ganzen: v. Brandenstein „Aufbau d. Seins“ (Saarbrücken 1950), bes. S. 156 ff. „Quellen d. Seins“ (Bonn 55), bes. S. 174 f. „Vom Sinn d. Philosophie und ihrer Geschichte“ (Bonn 57) (hierin S. 104 ff die Ansicht Thomas' betreffend).

saeculorum! Amen!" verträge schon eher die übliche Übersetzung. „In Ewigkeit“, das könnte auch die Endlosigkeit der geschaffenen Welt, zumal als „zukünftige Welt“ als „neue Schöpfung“ besagen. Um aber Gottes Ewigkeit in ihrer unendlichen Erhabenheit unter allen Umständen unangetastet zu lassen, wäre es auch hier besser zu sagen: „Wie es war im Anfang, so auch jetzt und alle Zeit und ohne Ende! Amen!“

Feldkirch, Vorarlberg,

Dr. Georg Krozewski

KULTSPRACHE UND VERKÜNDIGUNGSSPRACHE

Die Studientagung des Abt-Herwegen-Institutes in der Abtei Maria Laach vom 27. bis 29. April 1965 stand unter dem Thema „Kultsprache und Verkündigungssprache“. Nach einer Eröffnungsrede durch den hochwürdigsten Herrn Abt-Coadjtor Urbanus Bomm wurden folgende Vorträge gehalten: P. Altfrid Kassing OSB, Maria Laach: *Zum theologischen Problem der Kultsprache*, Monsignore Professor Leopold Lentner, Wien: *Das geschichtliche Phänomen der Kultsprache* (eine hochwillkommene Weiterführung des Buches *Volkssprache und Sakralsprache* [Wien 1964]), Professor Heinrich Schlier, Bonn: *Verkündigung und Sprache*, Dr. Wilhelm Gößmann, Weingarten und München: *Die Glaubwürdigkeit von Sprache und Sprechen vor dem heutigen Menschen* (in Ergänzung des Büchleins *Die sakrale Sprache* [München 1965]) und Professor Thrasybulos Georgiades, München, *Sprache und Musik im Kult – früher und heute*. Da zu erwarten ist, daß diese Vorträge – jeder vorzüglich in seiner Art – im Druck erscheinen, soll hier nicht im Einzelnen auf sie eingegangen werden, sondern eher ein persönlicher Eindruck von der Gesamttagung vermittelt werden.

Von dem Schlußwort der Eröffnungsansprache, in dem darauf hingewiesen wurde, daß es sich bei dem Tagungsthema um die intimste Sphäre des religiösen Lebens handle, in der Experimentieren gefährlich ist, bis zu den Schlußworten des letzten Vortrags: „Wir beugen uns über einen Abgrund“ war diese Tagung durchzogen von tiefem Verantwortungsbewußtsein und ernster Sorge. Die Unterschiede zwischen „Konservativen“ und „Fortschrittlern“ (wie es heute so oft billig heißt) wurden demgegenüber sekundär, obwohl sie bereits zwischen der Eröffnungsrede und dem ersten Referat scharf zum Ausdruck kamen. Die fundamentale Verbundenheit leitete sich vorzugsweise daher, daß die Tagung getragen war von der gemeinsamen vollen Teilnahme an dem liturgischen Tageslauf der gastlichen Mönchsgemeinschaft (Konzelebration in Hochamt, rezitativer Vortrag von Lesungen und Vaterunser in deutscher Sprache). Die an die Vorträge anschließenden Diskussionen waren weit über das bei Tagungen Gewohnte hinaus fruchtbar, weil dafür gesorgt wurde, daß sie sich in den verschiedensten Formen (Podiumgespräch, Gespräch im engeren Kreis, Gespräche in kleinsten Gruppen in den Sprechzimmern, Gespräche zu zweit) in den entsprechenden Graden der Objektivität oder Intimität abspielten.

Dabei ergab sich ein beglückender Austausch zwischen Geistlichen und Laien, zwischen Wissenschaft und praktischer kirchlicher Arbeit, sowie zwischen den verschiedenen vertretenen Kirchengebieten (auch Frankreich, die Niederlande, Österreich, die Schweiz). Die Anwesenheit von Mitarbeitern an den liturgischen Kommissionen, von den für die approbierten deutschsprachigen Meßbücher Verantwortlichen und von anderen ersten Fachleuten gab der Tagung verlässliche Substanz und höchstes Niveau.

Wohl das Beispielhafteste an dieser Tagung war, daß es auch bei den härtesten Auseinandersetzungen – an denen es nicht fehlte – keinerlei Mißtöne gab, und zwar entschieden nicht aus akademischer Höflichkeit, sondern aus echter Verbundenheit in der letzten Verpflichtung. Ja, man darf sagen, daß die Heiterkeit, die gelegentlich über schwere Situationen hinweghalf, aus der tiefen Freude an der Sache kam.